

Katharina Bieber

Vortrag, gehalten am 22. 9. 2005 an der Hochschule für Heilpädagogik Zürich

Vorausgegangen ist eine Lesung von Klaus Merz mit Textstellen aus seinem Buch "Jakob schläft"

Familie, Behinderung und Heilpädagoge - Herausforderung und Dialog

Verehrte Studierende

Klaus Merz hat uns in eine Familie geführt, in der das erste Kind früh gestorben ist, das jüngste mit einem Wasserkopf zur Welt kam, die Mutter ein Leiden hatte, das mit Stromstößen behandelt wurde, und der Vater an Anfällen litt. Doch die Wörter "behindert" und "Behinderung" suchen Sie vergeblich im Text.

Als das Buch im Literaturclub besprochen wurde, sagte Gunhilde Kübler, diese Erzählung sei ein Wunder, und Peter Hamm meinte, nachdem er alle Besonderheiten dieser Leute aufgezählt hatte, man möchte als Leser trotz allem selber in ihrer Familie gelebt haben.

Begegnung der Heilpädagogin mit einer einzelnen Familie

Wenn Sie sich - persönlich und unabhängig von Ihrem beruflichen Kontext - fragen, wie Sie diese Familie in Verwandtschaft und Nachbarschaft erleben würden, so sähen Sie sich mittendrin in Krankheiten, in Nähe zum Tod, vor allem jedoch mitten im Leben: Es reicht vom Grabkreuz bis zu den Sternen, vom fehlenden Auge bis zu Lukas' allerhellstem Nachmittag, da er nach Vaters Grand Mal mit dem väterlichen Arm um seine Schultern aus dem Kreis der verdutzten Dorfbewohner wegtrat.

Vielleicht wäre auch die Lust zu verstehen, die sich ins Fleisch brennt; oder die Scham; dann die Wut, die sich rächt und tötet; die unglaubliche Sehnsucht nach Schönheit, die zu neuen Augen führt. Und immer wären Sie als wahrnehmende Person mit dabei, einmal mitten drin, ein anderes Mal etwas abseits, manchmal als Teil der dörflichen "Sonntagsmannschaft".

Stellen Sie sich vor: Sie kommen als Heilpädagogin mit Ihrem beruflichen Verständnis und Wissen in diese Familie; und Sie sind die Lehrerin von "Sonne", und dessen Mutter und Vater kommen in die "Elternsprechstunde". Dann aber wären Sie, je nach Nähe und Miterleben, nicht mehr einfach mittendrin oder bloss am Rande dieser Familie, sondern hätten als Berufsperson zusammen mit diesen Eltern eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen.

Angesichts der hautnahen Begegnung mit diesen Menschen, wie Klaus Merz' Texte und Bilder sie uns zeigen, erscheint es schon fast vermessen, von aussen zu kommen, um einen Auftrag zu erfüllen.

Doch - welcher Auftrag ist gemeint? Wie ist er zu verstehen?

Nebst Gefühlen wie Furcht und Achtung, Zuwendung und Abneigung bedrängte uns vorerst nur eine grosse Frage: Was soll ich machen? Darf ich hier überhaupt stören?

Um handlungsfähig zu bleiben, gäbe es auch Auswege: Ich bin als Heilpädagoge hier; es geht um die Förderung des Kindes; ich habe diese Eltern zu informieren und einzubeziehen.

Nun führe ich Sie in eine andere Familie: Miriam Blaser, eine Heilpädagogin, beschreibt als Mutter ihre Begegnungen und Gefühle nach der Geburt ihres kleinwüchsigen (achondroplastischen) Kindes Jonathan:

" 21. September

Heute ist Jonathan einen Monat alt. Ich trage am Körper die Kaiserschnittnarbe. Und in mir schmerzt die Behindertenwunde.

Wenn ich draussen bin, durchs Dorf gehe, sage ich den Leuten, die ich kenne, dass mein Kind behindert ist.

Einige sagen: Das kommt noch!

Jemand schreibt: Du musst dem Kind nur genug Milch geben, dann wird es schon gross.

Andere meinen: Man nimmt es halt, wie es kommt, und damit ist das Gespräch beendet.

Viele fragen nach Wachstumshormonen.

Gestern ist mir eine Frau begegnet, mir bisher nur vom Sehen bekannt, sie hat Jonathan gestreichelt und dazu geweint. Da kamen auch mir wieder die Tränen. Das ist es, was ich suche, jemand, der das Schreckliche, das Unerhörte so fühlt wie ich. Es verband mich etwas Warmes mit dieser Frau, das mich tröstet.

Die meisten Menschen jedoch reagieren sachlich: Es ist alles ein Problem der richtigen Hilfsmittel und der entsprechenden Einstellung. Das mag stimmen, nur, es ist noch etwas anderes und ich merke, wie ihnen meine Mitteilung, mein Kind habe eine Behinderung, zu nahe kommt, eine Grenze überschreitet. Niemand oder wenige Menschen trauen sich, die Mitteilung in sich aufzunehmen und nichts zu raten, nichts zu wissen.

Ich aber trauere um das normalwüchsige, schöne Kind mit den dunklen, dichten Haaren, das ich gehabt hätte, wenn nicht irgendein Gen mutiert wäre.

Ich trauere, bin wütend und gefangen in einer Falle.

8. Oktober

Es gibt viel zu tun, ich bin unterwegs mit Jonathan im Tragtuch und Samuel in der Hand. Es fehlt mir, dass ich oft nicht bei mir ankomme.

Ich spreche immer seltener über Jonathans Behinderung. Wenn ich zu reden beginne, verstehen alle meine Ängste, die meisten meine Enttäuschung, einige meinen Schmerz und fast niemand meine Wut.

Ich ertrage es nicht, wenn ich getröstet werde, es wird mir schlecht dabei: Aber er wird sich doch intelligenzmässig normal entwickeln, er wird doch selbständig werden, aber er ist doch dein Kind, so herzlich! Aber, aber, aber ... Scheiss aber!

Ich aber bin betrogen worden um ein gesundes Kind! Ich aber wollte mich nie persönlich mit Behinderung auseinandersetzen! Ich aber habe nie geahnt, dass es so weh tut!

9. November

Ich erinnere mich an die Zeit vor Jonas' Geburt, oft vor dem Einschlafen streifen Bilderfetzen vorbei: Die Ärztin im weissen Raum, Ultraschallbilder in der Hand: Das Kind ist kleinwüchsig, Achondroplasie. Werner, der neben mir sitzt, scheint wegzudriften, ein Sirren in meinen Ohren. Tränen, es schüttelt mich, raus hier, raus, das bin nicht ich, im falschen Film. Am Abend dann in Werners Armen, schreiend, mich festklammernd. Stundenlang durch die Gegend gehen. Einmal Fotos von Kleinwüchsigen in einer Zeitschrift: Süss sind sie, höre ich die andere sagen. Eckige, hohe Stirnen, kurze Beine und Arme, die Körper geduckt. Werner meint: `Wir werden das Kind nicht verstecken.` Gehen, der Bauch schwer, ans Sterben denken. Nächte wach liegen, wirre Fragen, Angst. Gehen, Schweiss, Tränen. Das Zucken des Kindes im Bauch."

Unmittelbar nach diesem Text stellt sich uns wieder dieselbe Frage: Was ist die Aufgabe einer Heilpädagogin in dieser Familie, mit diesem Kind; wie lautet die Aufgabe für die Früherzieherin und wie für die schulische Heilpädagogin später, wenn die Mutter an einem anderen Ort stehen wird.

Gelesen, nacherlebt und mit eigenen Bildern und Gefühlen wahrgenommen, lösen die beiden ganz unterschiedlichen Schilderungen vielleicht eine Berührungsangst aus. Bei Merz heisst es einmal: "Nicht berühren! stand auf den gelben Warntafeln."

Gleichzeitig zeigen die Texte, dass Berührungen auch Heilung bringen: Dort Vaters Arm um Lukas' Schultern; oder die Brandmale des Glücks, als sich das nackte Fleisch an die heissen Auspuffrohre schmiegte. Da Jonathans Mutter, wenn sie sich in die Arme ihres Partners wirft.

Herausforderung an den Heilpädagogen

Ja, sich lesend in die Bilder und Stimmungen von Lukas' Familie hineinziehen zu lassen oder den Bericht der Mutter als erlebtes Geschehen nachzuvollziehen, ist möglich. Kaum möglich ist aber, sich im alltäglichen beruflichen Handeln der Wirklichkeit dieser Eltern und Kinder bloss als Fachperson mit entsprechenden Begriffen und Konzepten zu nähern.

Es sind Berührungen und Begegnungen notwendig. Diese sind jedoch nicht leicht zu leisten, denn beim Wegfall von Selbstverständlichkeiten stehen Wörter und Gesten auf dem Prüfstand, wie beide Texte deutlich zeigen.

Seifert Monika hat in einem neueren Artikel zur Rolle der Familie im Zusammenhang mit behinderten Menschen Aussagen aus der Fachliteratur aufgelistet. Es ergibt sich ein überwiegend defizitäres Bild. Es ist auch die Rede von der "behinderten Familie" (Hinze 1991).

- Eltern haben Probleme bei der Bewältigung der Behinderung ihrer Kinder (Schuchhardt)
- Sie können die geistige Behinderung nicht akzeptieren und entwickeln Todeswünsche (Niedecken)
- Ihr Erziehungsstil wirkt sich nachteilig auf die Kinder aus (Theunissen)
- Es kommt zu pathologischen Familienkonstellationen (Guski)
- Eltern erschweren den Ablösungsprozess ihrer Kinder (Guski et al)

Wir kennen die meisten dieser Thesen und möchten im Berufsalltag oft selber ähnliche in Ansätzen formulieren.

Betrachten wir jedoch die je einzelne Familie in ihrer eigenen Art, dann tritt im Prozess dieser Annäherung das Klassifizieren, das Auf- und Abwerten zurück. Der Heilpädagoge ist vorerst als berührbare, verletzte und miterlebende Person gefragt, so berührbar und verletzlich wie die Familienmitglieder in diesen Texten. Erst sein eigenes Erleben und seine eigenen Erfahrungen, die eigenen Gefühle von Schmerz, Wut, Freude und Trauer aufgrund schmerzlicher Behinderungen und lustvoll erlebter Kraft schaffen die Voraussetzung für wirksame Begegnungen.

Mit einem Hinweis auf Merz' "Jakob schläft" macht Kathrin Lutz, Ergotherapeutin und Früherzieherin, eine persönliche Annäherung:

"In 'Jakob schläft' klingt auch meine persönliche Betroffenheit an durch Tod, durch die oft auch schwierige Entwicklung meiner eigenen Kinder und in der praktischen Arbeit in der Früherziehung. In der depressiven Reaktion von Lukas' Mutter sehe ich Parallelen zu meinen eigenen Reaktionen und denjenigen von vielen Müttern schwerbehinderter Kinder. Es sind nicht allein die körperliche Beanspruchung und die oft erforderliche 24-Stundenpräsenz, es ist vielmehr das Gefühl des Unverstanden- und Alleingelassenseins durch Aussenstehende, das an der Lebenssubstanz zehrt."

Die Heilpädagogin erinnert sich an die Situationen, in denen sie sich berühren liess, verletztlich war, traurig vielleicht oder hilflos. Aus diesen Erinnerungen und der daraus gewonnenen Stärke kann sie den Zugang zu einzelnen Familien gestalten. Auch ohne dass diese Gefühle thematisiert werden, bilden sie einen Resonanzkörper für die Erlebnisse anderer in ihren jeweiligen Situationen.

Und hier beginnt die Herausforderung. In der Begegnung und Berührung mit einer einzelnen Familie sind vorerst keine Förderprogramme und noch keine Erwartungen an Kind und Eltern gefragt. Das Handeln des Heilpädagogen ist ein hinhorchendes, sich vortastendes Verstehen.

Die Familie, mit der der Heilpädagoge in Berührung kommt, hat ein Recht darauf, verstanden zu werden. Nach dem vorausgehenden Text könnte man sagen: **Die Familie ist mit all dem, was sie zeigt, verstehend zu lesen, möglichst ohne Bewertungen und ohne Urteil darüber, ob das Verhalten der einzelnen Mitglieder im Sinne heilpädagogischen Denkens für das Kind positiv oder negativ ist.**

Beim genaueren Hinschauen und Hinhorchen sehen wir als Fachpersonen hinter oder neben vielen Zuschreibungen das, was diese Familie ausmacht, was sie zusammenhält und was sie leistet, um eine Gemeinschaft zu sein.

Die Herausforderung für die Fachperson ist es -

- trotz allem, was an Veränderung von Heilpädagogen, Eltern, Institutionen, Ausbildung und Gesellschaft erwartet wird,
- hinter allen Zuschreibungen durch Fachliteratur oder eigene Konzepte,
- trotz frustrierenden Erfahrungen -

den Weg zum Verstehen - oder zumindest zum Verstehen-Wollen - zu suchen. Damit ist die Möglichkeit zum Dialog gegeben.

Wer sich als Fachperson dieser Herausforderung stellt, verlangt ein anderes Verhältnis zur Zeit und zum Leistungsnachweis: er ist nicht bereit, vorwiegend nur zu sehen, was zu verändern ist. Er bedarf der Ruhe, um zur Kenntnis zu nehmen, dass das jetzt Bestehende für diese Familie Sinn macht und vorerst zu bejahen und zu achten ist. Und dass jeder allzu schnelle Veränderungswunsch samt entsprechender Aktivität an der Wirklichkeit dieser Familie vorbeigeht.

Das heisst nun nicht, dass der Heilpädagoge jenseits aller Konzepte nur freundlich und verstehend sein soll und dass das in der Ausbildung erworbene Wissen nicht zähle. Vielmehr geht es darum, zwischen dem Pol Verstehen, Mit- und Nachfühlen - den ich jetzt ausgeführt habe - und jenem der fachlichen Konzepte, Hypothesen und Handlungsdirektiven - den ich gleich ansprechen werde -, eine oszillierende Bewegung zuzulassen oder herzustellen. Die Gefahr besteht, sich in der Nähe des einen oder anderen Pols zu fixieren. Dass man sich also in einem ausschliesslich liebevollen, nachfühlenden Verstehen auflöst oder sich einseitig nur auf das Machbare im Sinne gesellschaftlich oder fachlich legitimer Veränderungen oder auf die von Eltern geforderten Leistungen hin ausrichtet.

Um zu diesem zweiten Pol zu gelangen, braucht es eine andere Haltung und eine andere Sprache. Dazu wechsele ich den Standort, weg von der einzelnen Familie mit Menschen, die das Wort "Behinderung" nicht kennen und einfach "Sonne" sagen - und hin zur Gesellschaft, Schule und Heilpädagogik und zu dem dort formulierten Auftrag bezüglich der Familie mit Behinderung.

Die Begriffe "Gesellschaft", "Schule", "Heilpädagogik" lasse ich einmal in ihrer diffusen Ganzheit bestehen. Als Studenten der Hochschule für Heilpädagogik haben Sie in Vorlesungen zur Soziologie, zur Heilpädagogik, zum Verständnis und Auftrag von Schulen und heilpädagogischen Schulen sicher ein differenziertes Wissen darüber erworben.

Ich werde etwas holzschnittartig auf einzelne Bereiche, Gebiete und Strukturen hinweisen.

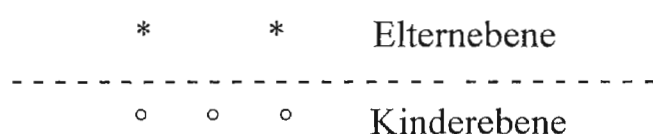
Betrachten wir vorerst einmal Familien als funktionierende Einheiten

Familien, auch Teil- und Patchworkfamilien, sind eine Gemeinschaft, in denen alle Mitglieder ihren Teil leisten, damit der Zusammenhalt gewährleistet ist und die Gemeinschaft aufrecht erhalten werden kann.

Die Eltern, Partner (alleinerziehende Mütter, Väter mit Unterstützung) bilden die eine Ebene, die sogenannte Elternebene, die Kinder eine andere. Die Familie ist mit einem Kreis Verwandter und Aussenstehender mehr oder weniger verbunden.

Idealtypischerweise ist die Verbindung zwischen den Eltern vorrangig, so dass daraus die Kraft zur Erziehung und zum Lebensunterhalt der Kinder geschöpft werden kann. Diese bilden unter sich eine Gemeinschaft. Die Verbindungen der einzelnen innerhalb dieser Ebenen und dazwischen ist in dauernder Veränderung, ohne dass über einen längeren Zeitpunkt die beiden Ebenen aufgelöst werden.

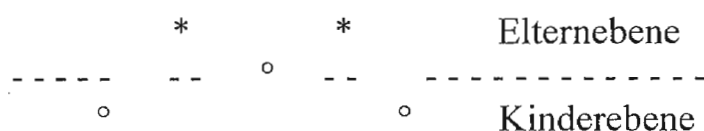
Man könnte ganz vereinfacht ein solches idealtypisches Beispiel einer Familie so darstellen:



Es kann Zeiten oder Konstellationen geben, in denen ein Kind näher bei den Erwachsenen steht, ein Elternteil näher bei einem Kind, sei es weil besondere Probleme oder besondere Privilegien vorliegen. Dadurch werden die Eltern- und Kinderebenen etwas verwischt, selten jedoch ausgeprägt oder andauernd.

Familien als funktionierende Einheit mit Kind mit Behinderung

Im Moment, in dem ein Kind mit einer Behinderung geboren oder eine Behinderung offensichtlich wird, ändert sich die Familienkonstellation. Das betreffende Kind rückt ins Zentrum. Zwischen die Elternebene und jene der Geschwister schiebt sich eine neue; in dieser steht das Kind mit Behinderung, relativ allein, abgehoben von den Geschwistern, näher bei den Eltern.



Daraus ergibt sich gemäss Untersuchungen (Schubert, Maria Theresia), dass die Beziehung zwischen Vater und Mutter, zwischen den Erwachsenen nicht mehr vorrangig zwischen ihnen gestaltet und direkt gelebt wird. Sie führt über den Weg - eigentlich ein Umweg - dieses Kindes.

Dessen Geschwister rücken etwas weg von den Eltern. Sie suchen zwar den Kontakt mit ihnen und werden von ihnen oft im besonderen Zusammenhang mit dem Kind im Zentrum gesehen, angesprochen und erlebt.

In dieser Situation suchen die Eltern, die Erwachsenen nach einer für alle angemessenen Art, miteinander auszukommen.

Häufig wird die Beziehung zwischen Mutter und Kinde intensiviert, vor allem wenn ein Kind schwerbehindert und grosser Betreuungsaufwand notwendig ist. Der Vater kümmert sich dann mehr um die anderen Kinder oder versucht noch stärker den Lebensunterhalt zu sichern. Entweder rücken dabei die anderen Kinder näher zur Mutter, oder die Eltern teilen sich auf, hier der eine Elternteil mit dem Kind mit Behinderung, dort der andere mit den andern Kindern. Auch so kann wieder ein Gleichgewicht hergestellt werden. Familien stehen in einem dauernden Prozess, in dem immer wieder neu der Zusammenhalt gesucht wird. Bei Familien, in denen ein Kind behindert ist, ist dieses Suchen intensiv. Vom Anfangsschock des Wissens um Behinderung über die erste Akzeptanz hin im

Familienkreis, später in Nachbarschaft und Bekanntenkreis bis zu einem ersten sich Abfinden, dass hier eine besondere Aufgabe zu erfüllen ist, vollbringen alle eine grosse Leistung.

In Familien aus anderen Kulturen gestaltet sich dieser Prozess innerhalb einer fremden Gesellschaft noch dringlicher, weil gleichzeitig auch ihre Identität zwischen Herkunfts- und Gastland gesucht werden muss.

Begegnung zwischen Familie und heilpädagogischer Schule oder Institutionen

Irgendeinmal in diesem Prozess tritt der Heilpädagoge oder die Früherzieherin mit den Familien in Kontakt - oder diese mit Personen aus heilpädagogischen Institutionen. Da diese einem ausserfamiliären Bereich verpflichtet sind, wird dabei die Grenze des Privaten, der Selbstkonstitution innerhalb eines engeren oder weiteren Familien- und Bekanntenkreises überschritten.

Für die Familie wiederholt sich der schmerzliche Prozess des Vergleichens und Einordnens, jetzt aber öffentlicher und etwas definitiver.

Bei Eintritt des Kindes in den institutionellen öffentlichen Raum: Heilpädagogische Früherziehung, Schule, Heim oder Integration in die sogenannte Normalschule - wird das Kind durch Benennungen und Bezeichnungen einer Gruppe von Kindern zugeordnet. Dadurch wird es von anderen Kindern abgehoben und getrennt, sei es auch nur durch besondere Massnahmen. Es wird zu einem besonderen Kind gemacht.

Das weckt - meist schmerzliche - Erinnerungen an die Zeit kurz nach Bewusstwerden der Behinderung, als sich die Eltern selbst zum Teil noch nicht vorstellen konnten, mit einem solchen Kind zu leben.

Der Heilpädagoge ist Teil dieser fremden Aussenwelt. Er wird nicht zuerst als jemand wahrgenommen, der die Eltern unterstützt und mit ihnen zusammen den Weg mit diesem Kind suchen will und kann. Er ist vorerst Teil einer Welt, in der Behinderung als Sonderfall gilt, im besten Fall als etwas Besonderes, oft als etwas Störendes; etwas, das wenig Bestätigung, aber viel Verantwortung mit sich bringt.

Bei Betrachtung der vorher aufgezeigten Struktur einer solchen Familie und unter Beibehaltung der Schule und Institutionen aus dem öffentlichen Raum ergibt sich eine Platzierung der beiden Bereiche mit einem Zwischenraum.

Auftrag der Fachperson

Die beiden Bereiche berühren sich nicht. Da ist die Familie als kleine private Zelle im öffentlichen Raum, mit mehr oder weniger flexiblen Grenzen. Dort ist die Schule oder die heilpädagogische Institution, die - bei ähnlich flexiblen Grenzen - dem öffentlichen Raum verpflichtet ist.

Haben nun die Eltern den Schritt in den anderen Bereich zu leisten, oder hat die heilpädagogische Fachperson die Verbindung zu schaffen? Wer hat einen Auftrag dazu in diesem Graubereich, der weder Schule noch Elternhaus genannt werden kann? Dies ist die Frage.

Pflicht der Eltern ist es (in den meisten Kantonen), das Kind in die Schule zu schicken.

Aufgabe der Institution ist es, Kinder unter Einbezug der Eltern zum Unterrichten aufzunehmen.

Der Bereich des Zwischenfeldes, in der eine Zusammenarbeit zwischen Heilpädagogen, Schule und Eltern anzusiedeln ist, ist kaum definiert.

Fachpersonen sind bestrebt, Einblick in die Schulkultur der einzelnen Institution zu geben, sie bieten Aktivitäten an, in denen sich die Eltern zusammenfinden und sachliche Informationen zu Erziehung und Bildung erhalten. Einige gehen nach Hause, um die Familien kennenzulernen. Auch gemeinsame Aktivitäten zum Zusammensein werden angeboten, in denen formelle Gespräche stattfinden können. Fester Bestandteil sind fast überall Einzelgespräche zu Unterrichts- und

Förderprogrammen. Das ist eine Öffnung auf die Eltern hin, sogar ein Werben um ihr Mittun. Die Notwendigkeit, den Kontakt mit den Eltern zu sichern, haben die Fachpersonen erkannt. Doch damit ist der Begriff der Zusammenarbeit noch nicht gegeben. Es handelt sich um fachliche und soziale Aktivitäten, die von der Schule angeboten werden.

Die Eltern haben sich durch Einladungen, später durch Erläuterungen der Vorgänge und Förderprogramme **in das System der Schule hineinzubegeben, hineinzudenken und mitzuwirken.** Oft sind sie dazu nicht bereit; nicht weil sie das Angebotene nicht verstehen, sondern weil sie, von Sorgen und Anliegen besetzt, andere Fragen mitbringen. Ihre Wirklichkeit in der Familie und mit dem Kind unterscheidet sich von jener der Fachpersonen mit dem Kind in der Schule. **Solange sie nicht ihre Sicht und Gefühle äussern, ziemlich gleichwertig Platz einnehmen und mit einem Verständnis rechnen können, wie es auch von ihnen erwartet wird, wollen oder können sich viele für das ihnen Vorgelegte nicht öffnen.**

Dialog und Herausforderung

An diesem Punkt und im Zusammenhang mit der oben aufgeführten Verletzlichkeit der Eltern - und vielleicht auch zusammen mit der Verletztheit der Lehrer - liegen die Brennpunkte zwischen Familie, Behinderung und Heilpädagogik. Hier zeigt sich, ob ein Dialog zustande kommen kann; einer, in dem davon ausgegangen wird, dass ganz unterschiedliche Personen, Welten und Interessen aufeinander treffen. Es ist ein Ort, in dem beide Teile dazu veranlasst werden können, den andern ernst zu nehmen, ihm zuzuhören und ihn zu verstehen, jedoch auch für sich selbst und seine eigene Sichtweise Raum und Zeit zu beanspruchen. Dieses gegenseitige Verständnis nicht funktional eingesetzt - damit es dem Kind besser dient oder die Heilpädagogin netter ist -, hat einen Wert für sich. Dadurch bildet sich ein Fundament, dank dem der Defizitkatalog der Lehrer über die Eltern und die ungeschriebene Liste der Eltern über Lehrer und Schule nicht noch grösser wird.

Darin liegt die grosse Chance für beide Seiten. Es führt in beiden Bereichen zu einer Öffnung hin auf Erkenntnisse, die ausserhalb ihrer Welten, Interessen und bisherigen Erfahrungen liegen. Erst auf dieser Basis der Verständigung, die nicht in Akzeptanz ausmünden muss, sondern bereits im Erkennen und Achten liegt, dass die andere Person berechtigt ist, es auch anders zu sehen, kann die Zusammenarbeit beginnen. Ab diesem Moment können Schritte für eine Zusammenarbeit gewagt werden. Gemeinsam, vielleicht sogar in harter Auseinandersetzung, sind nach den Aufgaben, Zielen und Verantwortlichkeiten für die Zusammenarbeit zu suchen.

Betrachten wir die aufgestellten Bereiche Familie und Schule, dann müssten solche Aktivitäten in diesem Zwischenfeld stattfinden, wo Fachpersonen der Heilpädagogik und Eltern sich begegnen können.

Wer jedoch für einen solchen Auftrag im Zwischenraum verantwortlich ist, ist nicht eindeutig gegeben.

Wenn ihn die Heilpädagogin wahrnimmt, kann er nicht darin bestehen, dass sie den Eltern die Institution, die Schule verständlich macht und ihr eigenes Wirken darin.

Wenn sie ihn annimmt, hat sie die Aufgabe, Bindeglied zwischen Schule und Elternhaus zu sein. Diese Mittlerrolle verlangt Verständnis für beide Seiten. Sie hat Verständnis für die Eltern aufzubringen und gleichzeitig auch für sich selbst und die Institution, die Schule.

Das ist eine schwierige Aufgabe:

Die Lehrperson, der Heilpädagoge hat als Vermittler zwischen der einzelnen Familie und der Schule, als Verantwortlicher auch im Zwischenraum zwischen Familie und Schule zu stehen; mit einem Teil des Verstehens in der Familie, mit dem andern in der Schule; das heisst, nicht durchwegs der Schule zugewandt, manchmal ebenso sehr der Familie.

Ist dieser Auftrag in den einzelnen Schulen auch etwa so formuliert? Steht die entsprechend notwendige Zeit dafür zur Verfügung? Diese Fragen möchte ich Ihnen mit nach Hause geben.

Und es gilt auch die Frage, ob Sie selbst zu einer Vermittlerrolle bereit sind, in einzelnen Fällen näher bei der Familie, in anderen näher bei der Schule, jedoch immer bezogen auf eigenes Erleben und Reflektieren. Ich wünsche Ihnen viel Mut dazu.

Niederwil / Solothurn
Dezember 2005

Katharina Bieber

mail@Katharina-Bieber.ch

Literatur:

Merz Klaus: Jakob schläft. Innsbruck 1997

Blaser Miriam: Mein Kind. Ein Zwerg. Eigenverlag. Dietlikon 2003